Zeitschrift des Max-Planck-Instituts für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie
Journal of the Max Planck Institute for Legal History and Legal Theory

Rechts Rg geschichte

Rechtsgeschichte
Legal History

www.lhlt.mpg.de

http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg34
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte – Legal History Rg 34 (2026)
http://dx.doi.org/10.12946/rg34/222-223

Rg 34 2026 222 – 223

Daniel Allemann*

Sklaverei und Recht von Rom bis Amerika

[Slavery and Law from Rome to the Americas]

* Institut d'histoire de la Réformation, Université de Genève, daniel.allemann@unige.ch

Dieser Beitrag steht unter einer Creative Commons Attribution 4.0 International License

Daniel Allemann

Sklaverei und Recht von Rom bis Amerika*

In seinem neuen Essayband untersucht Francisco Cuena Boy den rechtlichen Diskurs über Sklaverei in der *longue durée.* Der spanische Jurist ist Spezialist für Römisches Recht, hat sich in den letzten Jahren aber auch eingehend mit der Rezeption römischrechtlicher Prinzipien im Werk von Theologen und Juristen der Schule von Salamanca beschäftigt.[1] Der Band verknüpft diese beiden Forschungsbereiche und reicht vom antiken Rom bis in die frühneuzeitliche iberische Welt. Cuena Boy verfolgt dabei eine konsequent quellennahe Herangehensweise, die er als Gegenentwurf zum »intellektuellen Getue« und zur »elitären Nabelschau« postkolonialer Ansätze begreift (258). Damit tritt der Autor jedoch nicht als konservativer Kritiker neuer Arbeiten zur Verschränkung von Völkerrecht und imperialer Expansion auf. Vielmehr will er aus den Quellen eine alternative, ebenso kritische Deutung ohne ideologischen Überbau gewinnen.

Die sieben Einzelstudien des Bandes sind in drei größere Teile gegliedert. Der erste Teil behandelt das christliche Römische Reich vom 4. bis zum 6. Jahrhundert: von Kaiser Konstantin bis zu Justinians *Corpus Iuris Civilis.* In drei Beiträgen erörtert Cuena Boy erstens den Zugang versklavter Christen zu religiösen Ämtern und zum Mönchtum (3–28), zweitens die rechtliche Diskriminierung jüdischer Besitzer christlicher Sklav*innen (29–45) und drittens die Frage, ob der Begriff *famulus* (Diener) im spätantiken Rechtsdiskurs als Synonym für *servus* (Sklave) verwendet wurde (47–91). Diese Themen verbindet, dass der Autor weltliches und kirchliches Recht systematisch miteinander verknüpft sowie die Sklaverei im Verhältnis zu anderen Formen der Abhängigkeit betrachtet. So zeigt er beispielsweise, dass Versklavte genauso wie einem Patron verpflichtete Freigelassene *(liberti)* oder an den Boden gebundene Kolonen *(coloni adscripticii)* gemäß Justinian zwar in den Dienst der Kirche eintreten konnten, bei einem Austritt aus dem religiösen Leben aber wieder in das alte Abhängigkeitsverhältnis zurückfielen (24–28). Ebenso aufschlussreich ist Cuena Boys Beobachtung, dass der zuvor exklusiv theologische Begriff *famulus* erst unter Konstantin Eingang in das kaiserliche Recht erhielt und dabei je nach Kontext Diener Gottes, treuer Untertan des Kaisers oder Sklave bedeuten konnte (85–90).

Der zweite Teil des Bandes untersucht die Rolle der Sklaverei in Schriften der Schule von Salamanca. Cuena Boys Interesse an der Frühen Neuzeit gilt der kreativen Aneignung des römischen und kanonischen Rechts. Er will zeigen, dass »dieselben Texte, wenn sie in einer neuen Situation gelesen werden, einen ebenso neuen Diskurs generieren« (97). Eine solche Konstellation untersucht er am Beispiel des portugiesischen Theologen Estevão Fagundez (1577–1645), der sich im 17. Jahrhundert mit der klassischen Frage auseinandersetzte, ob versklavte Christen im Besitz von Juden und »Häretikern« die Freiheit erlangten oder in den Besitz des Fiskus übergingen (98). Cuena Boy nimmt damit einen Faden aus dem ersten Teil des Bandes wieder auf und erläutert, wie Fagundez altes Recht zur Lösung eines neuen Problems heranzog. Denn im Kontext des 17. Jahrhunderts ging es nicht länger um jüdische Sklavenhalter, sondern um sogenannte »Judaisierer« oder »Krypto-Juden« (107) – Personen, denen die Inquisition vorwarf, sie wären nur auf dem Papier christlich und würden insgeheim jüdische Riten praktizieren. Fagundez argumentierte entgegen der portugiesischen Praxis für die Freilassung ihrer Sklav*innen (105).

Der zweite Beitrag in diesem Teil ist das Herzstück des Bandes. Der mit Abstand umfangreichste und innovativste Aufsatz handelt vom Verhältnis von Sklaverei und *ius gentium* im Denken der Schule von Salamanca. Cuena Boy argumentiert, dass iberische Theologen und Juristen des 16. und 17. Jahrhunderts das sogenannte »Recht der Völker« – und damit die Sklaverei, die sie als Konse-

* Francisco Cuena Boy, De Servitute. Estudios jurídicos sobre la esclavitud en Roma, Castilla, Portugal y las Indias, Granada: Editorial Comares 2024, 259 p., ISBN 978-84-1369-873-1; alle Übersetzungen von D. A.

1 Vgl. insbesondere Cuena Boys frühere Studie zur Rolle des Römischen Rechts in kolonialrechtlichen Schriften iberischer Theologen und Juristen: Francisco Cuena Boy, Escritos romanísticos de tema indiano, Santiago de Compostela 2016.

quenz des *ius gentium* betrachteten – von einem praxisbasierten Recht im antiken Rom in ein abstraktes und universelles Normensystem transformierten. Francisco de Vitoria und seine Nachfolger hätten damit ein europäisches Modell der Sklaverei zum Standard für die ganze Welt erkoren (119–124, 149–150). Cuena Boy betrachtet diese Interpretation des Römischen Rechts als »bequeme und unzureichende Sichtweise« (199). Dieses selbst auferlegte intellektuelle »Korsett« der Schule von Salamanca habe eine fundamentale Kritik der Sklaverei verhindert (200). Für indigene Gemeinschaften in Lateinamerika war dies genauso fatal wie für versklavte Menschen aus Westafrika, wie der Autor betont (202–203).

Cuena Boy macht an dieser Stelle auch deutlich, weshalb er seine eigene kritische Lektüre der Schule von Salamanca dezidiert als Alternative zu postkolonialen Ansätzen begreift: Zu seiner Schlussfolgerung könne man ganz ohne politische Agenda aus der Gegenwart gelangen und müsse sich weder »unter das Banner einer epistemischen Auflehnung stellen«, noch den Eurozentrismus überwinden (115). Dieser Einwand mag jedoch nicht ganz überzeugen, denn letztlich ist jede Form der historischen Analyse theoriegeleitet und standortgebunden, auch wenn die Parameter der eigenen Untersuchung nicht offengelegt werden. Darüber hinaus ist es ebenso irritierend, frühneuzeitliche Denker moralisch zu verurteilen, wie ihre »theoretisch-praktische Schwäche« zu kritisieren (115). In diesem Sinne bleibt Cuena Boy seinem Credo, die Vergangenheit zu verstehen statt zu verurteilen, letztlich nicht treuer als die von ihm angeprangerten postkolonialen Studien.

Der letzte Teil des Bandes widmet sich zwei spanischen Gelehrten im kolonialen Peru des 17. Jahrhunderts: Diego de Avendaño (1594–1688) und Juan de Solórzano Pereira (1575–1655). Der weniger bekannte Avendaño war Professor für Theologie an der Universität von San Marcos in Lima. In seinem *Thesaurus indicus* (1688) – wörtlich übersetzt »westindischer Schatz« – kritisierte er die rechtliche Auseinandersetzung seiner intellektuellen Vorgänger mit dem transatlantischen Sklavenhandel. Luis de Molina und andere iberische Theologen hatten sich im Grundsatz dafür ausgesprochen, dass Sklavenhalter auch in moralischen Zweifelsfällen rechtmäßige Besitzer versklavter Menschen aus Westafrika waren – wenn unklar war, ob jemand gekidnappt oder gemäß den juristischen Prinzipien der Zeit versklavt worden war, zum Beispiel in einem »gerechten Krieg« (213–220, 229–232). Für Avendaño war diese Argumentationslinie unhaltbar, weil für ihn offenkundig war, dass die meisten Personen illegal aus Westafrika verschleppt wurden. Ein Kritiker des transatlantischen Handels mit Versklavten war er aber keineswegs, wie Cuena Boy betont. Letztlich rechtfertigte der peruanische Theologe die Sklaverei aus einer realpolitischen statt aus einer theologisch-juristischen Perspektive: Avendaño zufolge waren Sklav*innen aus Westafrika derart wichtig für den Erhalt des kolonialen Gemeinwesens, dass man von den rechtlichen Vorgaben der Versklavung abweichen konnte (234–236).

Der letzte Beitrag des Bandes untersucht Juan de Solórzano Pereiras Haltung zur Sklaverei. Der in Salamanca ausgebildete Kolonialjurist befürwortete wie alle seine Zeitgenossen die ursprünglich römisch-rechtliche Idee, dass Feinde in einem »gerechten Krieg« versklavt werden konnten. Für Solórzano waren Indigene in Lateinamerika jedoch aus zwei Gründen von diesem Prinzip ausgenommen: Einerseits hätten Konquistadoren zu Beginn der Eroberungszeit ohne Autorität des Monarchen gehandelt und damit keine legitimen Kriege geführt, andererseits seien *»indios«* als Vasallen der kastilischen Krone seit Mitte des 16. Jahrhunderts formell von der Sklaverei ausgenommen (251–253). Die Versklavung von Menschen aus Westafrika problematisierte Solórzano indes nicht. Wie Cuena Boy betont, brachte auch Solórzano »eine eurozentrische Vorstellung des *ius gentium*« zur Rechtfertigung der transatlantischen Sklaverei in Stellung (254). Für den Autor ist diese Ungleichbehandlung Schwarzer Afrikaner*innen »schockierend« (255) – womit seine Absetzbewegung von den postkolonialen Studien endgültig *ad absurdum* geführt wird.

Cuena Boys *De Servitute* ist traditionelle Rechtsgeschichte und engagierte Wissenschaft in einem. Eine explizite Einordnung der Ergebnisse in den wachsenden Forschungsstand zur Rechts- und Sklavereigeschichte hätte man sich zumindest im Rahmen einer Einleitung oder eines Fazits gewünscht (stattdessen folgt lediglich ein knapper Epilog). Vielleicht liegt das Verdienst des Essaybandes aber gerade darin, dass er weitgehend quer zu aktuellen Forschungsdebatten verläuft, keine »Story« nach anglofonem Modell präsentiert und die Leser*innen deshalb auf ungewohnte Weise zum Nachdenken anregt. Thesenstark ist Cuena Boys Werk allemal.

■